

Nicht nur grün!

Die wahre Buntheit der Enzyklika „Laudato si“

Es liegt auf der Hand, die jüngst von Papst Franziskus veröffentlichte Enzyklika „Laudato si“ vor allem in umweltpolitischer Hinsicht zu diskutieren. Sie widmet sich schließlich sehr umfanglich dem Thema der Nachhaltigkeit. Doch die vielen „grünen“ Botschaften sollten nicht den Farbreichtum von „Laudato si“ übersehen lassen. **VON CLAUD DIERKSMEIER**

Passagenweise leuchtet der Text von „Laudato si“ (LS) im weißen Glanz theologischer Illumination. Er erstrahlt aber auch im Blau der Freiheit, im Rot der Gerechtigkeit und scheut selbst das Grau abstrakter Theorie nicht. Diese Buntheit hat bei Papst *Franziskus* Methode. Wie die Farbspektren eines Regenbogens sich aus dem Prisma gebrochenen Lichts ergeben, so resultieren die reichhaltigen Couleurs der Enzyklika schlüssig aus ihr zugrunde liegenden und sie zur Einheit fügenden Prinzipien.

„Laudato si“ steht in der Nachfolge ethischer Sozialenzykliken, die sich nicht nur an Gläubige, sondern an alle Menschen guten Willens richten (LS 62). Damit reiht sich Franziskus in eine seit *Thomas von Aquin* (1225-1274) vorherrschende Tradition katholischen Denkens ein, welche die Vereinbarkeit von Denken und Glauben betont und Menschen über die Unterschiede ihrer Bekenntnisse hinweg auf ihre moralischen Gemeinsamkeiten hin anspricht (LS 64).

Weiß: Theologische Prinzipien

Der Glaube will der menschlichen Vernunft den Weg zu Einsichten weisen, die sie aus eigener Kraft nur spät oder gar nicht finden könnte. Wie auch Kunst und Poesie liefert die Spiritua-

lität alternative, symbolische Zugänge zur Wirklichkeit (LS 63). Die in jenen symbolischen Formen aufbewahrten Erinnerungen und Einsichten der Menschheit liefern in einer Welt zunehmender Komplexität eine willkommene und notwendige Orientierung (LS 63).

Daher ist der Mensch nicht nur materiell zu betrachten und lediglich in seiner leiblichen Ausstattung oder seinen physischen Werken in Augenschein zu nehmen. Eine unverkürzte Lehre vom Menschen sieht vielmehr auch auf dessen symbolische Welten. Sie begreift, dass auch ideelle, spirituelle und metaphysische Bauten zum Menschsein und zur Behausung seines Daseins gehören. Wo Wissenschaft diesen Reichtum an zusätzlichen Perspektiven missachtet, befördert sie, so Franziskus, theoretische „Ignoranz“ (LS 138), praktische „Gleichgültigkeit“ (LS 122) sowie infolgedessen die Ausbeutung von Mensch und Natur (LS 123). Woher kommt diese Macht der Weltbilder?

Grau: Theoretische Prämissen

Gedanken beflügeln oder fesseln unseren Geist. Theorien können nicht nur zu Heimstätten, sondern auch zu Gefängnissen für das Denken werden. Die Konstellationen jeweils vorherrschender Theorien, die Paradigmen, prägen das Weltbild einer jeden Ära.

Sie bezeichnen, verzeichnen aber auch, was möglich und wirklich ist. Theorien formen die Praxis, indem sie die Sicht auf unsere Realität und Optionen prägen. Wer das Wirkliche unzureichend wahrnimmt, kann darauf schlecht reagieren; wer Chancen nicht erkennt, wird sie kaum umsetzen. Und darin liegt der Vorwurf von Franziskus an den momentanen Zeitgeist: dass er uns ein verkürztes und verfälschtes Verständnis der Menschen und ihrer Möglichkeiten suggeriert.

Indem das gegenwärtige Weltbild sich zu sehr aus den empirischen Wissenschaften speise, trüge es zu einem „eindimensionalen Paradigma“ (LS 106) bei, moniert Franziskus, das die Welt als an sich wertlosen Stoff beschreibt, der nur durch menschliche Gestaltung erst mit Wert versehen wird. Entsprechend erscheint der Mensch allein als Quelle aller Werte (LS 107) und die Einzelnen sehen in ihrer Mit- und Umwelt nur noch Mittel zum Zweck der eigenen Befriedigung (LS 123). Obschon sie sich wertfrei gibt, verfährt die Wissenschaft also wertend, nämlich abwertend: gegenüber allem nicht-menschlichen Leben (LS 107).

Das „vorherrschende technokratische Paradigma“ (LS 101) suggeriert, alles geschehe allein aufgrund materieller Ursachen und Antriebe: menschliches

Handeln etwa aufgrund eines Strebens nach Eigennutzen. Folglich erscheint im Wirtschaftsleben Egoismus unausweichlich und Altruismus müßig. So kommt es zur „Ideologie des Markts“ (LS 123), deren „konsumistische Sicht des Menschen“ (LS 144) den Menschen auf die Befriedigung seiner niederen Bedürfnisse reduziert. Jenem „techno-ökonomischen Paradigma“ (LS 203) entspringt und entspricht daher die höchst bedenkliche Tendenz, sittliche Werte zu nivellieren und „Kulturen gleichförmig zu machen“ (LS 144).

Völlig übersehen wird, dass es sich hierbei um kein wertfreies Abbild von Mensch und Natur handelt, sondern um ein wertendes Zerrbild (LS 101); eines, in das zwar die materiellen Aspekte des Lebens, nicht aber die ideellen einfließen; eines, das von den menschlichen Trieben und Lastern weiß, nicht aber von seinen Idealen und Tugenden (LS 162); und somit eines, das unsere Chancen und Herausforderungen nicht zufällig, sondern systematisch entstellt. Wo aber die menschliche Freiheit derart zwischen angeblichen Sachzwängen und vorgegebener Selbstsucht eingeklemt wird, verkümmert sie (LS 105) und ihr Sinn für moralische Verantwortung verkommt (LS 105).

Statt die Symptome zu beklagen, gelte es, die Ursachen zu bekämpfen, etwa den Mythos von der Naturnotwendigkeit, Profite zu maximieren. Eben weil dies „eine Verzerrung des Wirtschaftsbegriffs“ (LS 195) darstellt, ist im Interesse einer menschlicheren Ökonomie eine humanistische Wirtschaftswissenschaft zu fordern (LS 189). In der Ökonomie, die „Laudato si“ einfordert, soll das fiktive Menschenbild des „homo oeconomicus“ einer Analyse der realen „conditio humana“ weichen und der Aberglaube an zwingende ökonomische Naturgesetze zurücktreten gegenüber einem klaren Bekenntnis zu einer verantworteten wirtschaftlichen Freiheit. Angesichts des pseudowissenschaftlichen Mechanismus bisheriger Ökonomie „wird die dringende Notwendigkeit des Humanismus aktuell, der von sich aus die verschiedenen Wissensgebiete – auch das wirtschaftliche – zusammenführt, um eine umfassendere wie

integrierendere Perspektive zu erhalten“ (LS 141).

Deswegen der Aufruf zum transdisziplinären Dialog der Wissenschaften und zum Dialog von Kunst und Religion mit den Wissenschaften (LS 201): Es geht um die Zurückgewinnung intellektuellen Terrains, auf dem Ethik erneut theoretisch denkbar und praktisch ausführbar wird (LS 199). Wir müssen die Denkräume der Theorie erweitern, um neue Spielräume fürs Handeln zu gewinnen. Nur so kann es gelingen, „neue Formen des Wachstums“ (LS 193) und „neue Leitbilder für den Fortschritt“ (LS 194) zu finden.

Blau: Praktische Freiheit

Freiheit wächst nicht auf Bäumen, sondern gedeiht oder verdorrt zwischen Menschen. Insofern hängt das praktische Wahrnehmen von Freiheiten am theoretischen Wahrnehmen der Idee der Freiheit. Wir müssen unterscheiden zwischen einer „irregeleiteten“ sowie einer „authentischen Freiheit“ (LS 108). Diese Unterscheidung wurde von katholischen Autoren stets eingefordert. Im Mittelalter stritt man über Freiheit der Indifferenz versus Freiheit der Exzellenz, in der Moderne über sündige Freizügigkeit versus moralische Freiheit und in den Sozialenzykliken der letzten Jahrzehnte über unverantwortliche versus verantwortete Freiheit.

Der Grundgedanke war stets der zwischen einerseits einem quantitativen Begriff von Freiheit, nach der Maxime „Je mehr, desto besser!“; und andererseits einem qualitativen Verständnis, das nach Maßgabe „Je besser, desto mehr!“ verfährt und Freiheiten gemäß ihrer Wesentlichkeit schätzt und schützt. Die quantitative Freiheitskonzeption entspricht dem mechanistischen Weltbild: Einem mengenmäßigen Abwiegen von Optionen folgt die Auswahl der größtmöglichen Anzahl. Demgegenüber fordert die qualitative Variante ein inhaltliches Abwägen der Güte jener Optionen im Rahmen einer wertenden Selbst- und Weltanschauung.

Heutzutage, so Franziskus, folgen viele einem rein quantitativen Freiheitsverständnis „in dem Glauben, frei zu sein, solange sie eine vermeintliche Konsumfreiheit haben“ (LS 203). Hierbei aber

handelt es sich um eine Täuschung, die unser Denken und Handeln gefangen nimmt. Freiheit, so missverstanden, „kann Leiden und wirkliche Rückschritte“ bewirken (LS 79). Ihren „klugen Beitrag zu einer positiven Entwicklung“ (LS 79) wird menschliche Freiheit nur liefern, wenn wir sie qualitativ verstehen und weniger als Gabe denn als Aufgabe betrachten.

Um unsere Freiheit zu bewahren, müssen wir sie bewähren: Sie gibt uns nicht nur ein Anrecht, sondern nimmt uns ebenso in Pflicht, unsere Ziele in „Genügsamkeit und Demut“ (LS 224) zu evaluieren und „mit dem Schöpfer zusammenzuarbeiten“ (LS 80). Qualitativ verstanden fordert die Idee der Freiheit globale sowie intergenerationelle Solidarität, und fördert damit eine geistvollere Selbsterfahrung, denn: „Genügsamkeit, die unbefangen und bewusst gelebt wird, ist befreiend“ (LS 203). Wer seine Verantwortung für die Mit-, Um- und Nachwelt nicht als quantitative Reduktion, sondern als qualitative Manifestation seiner Freiheit wahrnimmt, findet zu einem „Lebensstil, der fähig ist, sich zutiefst zu freuen, ohne auf Konsum versessen zu sein“ (LS 222).

Um jedoch die nötigen, „neuen Wege zur wahren Freiheit einzuschlagen“ (LS 205), ist eine „Befreiung vom herrschenden technokratischen Paradigma“ (LS 112) erforderlich: akademisch – durch eine „Kritik an den auf der instrumentellen Vernunft beruhenden ‚Mythen‘ der Moderne (Individualismus, undefinierter Fortschritt, Konkurrenz, Konsumismus, regelloser Markt)“ (LS 210) und gesellschaftlich – durch einen umfassenden Wandel hin zu einer Kultur des Lebens, der Freiheit und der Kreativität, der Inklusion und der Beteiligung. Es kann indes nicht darum gehen, den Menschen einfach einen neuen Lebensstil zu verordnen. „Nicht einmal den Grundbegriff der Lebensqualität kann man vorschreiben, sondern muss ihn aus dem Innern der Welt der Symbole und Gewohnheiten, die einer bestimmten Menschengruppe eigen sind, verstehen“ (LS 144). Freiheit heißt eben auch Freiheit zur Mitbestimmung: Entscheidungen müssen „unter Teilnahme aller betroffenen Parteien“ (LS 187) getroffen werden. Menschen und Völ-

ker sollen „nicht immer in Schemata eingefügt werden, die von außen festgelegt werden“ (LS 144). Nicht kirchliche oder staatliche Hierarchie, sondern ein „Konsens unter den verschiedenen gesellschaftlichen Akteuren“ soll die qualitativen Leitfragen des Lebens beantworten (LS 183). Die Neuorientierung sozio-ökonomischen Lebens muss jeweils „aus der eigenen lokalen Kultur erwachsen“ (LS 144). Auch und gerade der ökologische Wandel ist nicht zentralistisch zu verordnen, sondern sollte die jeweils Betroffenen zu Beteiligten machen.

Grün: Ökologische Nachhaltigkeit

Zwar ist die natürliche Lebensumwelt „ein kollektives Gut, ein Erbe der gesamten Menschheit und eine Verantwortung für alle“ (LS 95). Dennoch aber soll die Menschheit ihr „ökologisches Bürgertum“ (LS 211) nicht durch „einheitliche Lösungsvorschläge“ realisieren. Franziskus stellt vielmehr heraus: „Jedes Land oder jede Region hat spezifische Probleme und Grenzen“ (LS 180). Wie die katholische Soziallehre in der Sozialpolitik nach einer Einheit von globaler Solidarität und lokaler Subsidiarität sucht, so soll auch das kosmopolitische Mandat zum Umweltschutz „nicht auf Kosten der Freiheit und der Verantwortung des Menschen“ umgesetzt werden (LS 78), sondern im Einklang mit ihren persönlichen Möglichkeiten und sozialen Verbindlichkeiten.

Gerade in unseren Umweltbeziehungen fördert theoretischer Realismus die praktische Relevanz. Daher ist zwischen einem „despotischen Anthropozentrismus, der sich nicht um die anderen Geschöpfe kümmert“ (LS 68) und einem rigiden Ökozentrismus, der „Menschen jeglichen besonderen Wert abzusprechen“ geneigt ist (LS 118), eine Zwischenposition vonnöten. Nur sofern wir in der Welt der Theorie die „beständige Schizophrenie“ (LS 118) dieser gleichermaßen verfehlten Extreme vermeiden, können wir in der Praxis, befördert durch eine offene und „ehrliche Debatte zwischen den Wissenschaftlern“ (LS 61), einen Mittelweg finden zwischen einer ahnungslosen Vergötterung und einer naiven Verteufelung von technologieintensiven Lebensweisen (LS 60).

Rot: Soziale Gerechtigkeit

Wir sollten jedoch keinesfalls versuchen, „unsere Beziehung zur Natur und zur Umwelt zu heilen, ohne alle grundlegenden Beziehungen des Menschen zu heilen“ (LS 119). Ökologische und soziale Nachhaltigkeit gehören untrennbar zusammen. Einmal pragmatisch, weil Armut und Umweltverschmutzung einander wechselseitig bestärken, und zum anderen prinzipiell, da „die

Erde im Wesentlichen ein gemeinsames Erbe ist, dessen Früchte allen zugutekommen müssen“ (LS 93). Die dringlichste Verantwortung unseres Handelns gilt dabei stets denen, welche „die schlimmsten Folgen zu tragen haben“ (LS 161). Sie ist indes auch mit einem Blick auf unsere Nachwelt und unsere Fürsorgepflicht für „zukünftige Generationen“ (LS 159) wahrzunehmen und darf nicht die Interessen der Gegenwart gegen die Rechte der Zukunft ausspielen.

Im sozialen Bereich hat die katholische Soziallehre seit den siebziger Jahren eine ebensolche Verantwortung ausgemünzt „in einen Appell zur Solidarität und in eine vorrangige Option für die Ärmsten“ (LS 158). Weil damit jedem Menschen ein von Grund auf gleiches Recht zur Weltteilhabe und Zugang zu lebenswichtigen Gütern sowie Ressourcen zukommt (LS 94), wurde in der christlichen Tradition „das Recht auf Privatbesitz niemals als absolut und unveräußerlich anerkannt und die soziale Funktion jeder Form von Privatbesitz betont“ (LS 93). Alle Güter sollen letztlich der Menschheit insgesamt dienen (LS 156), weshalb „jedes Privateigentum immer mit einer ‚sozialen Hypothek‘ belastet ist“ (LS 93).

Wie dieser Verpflichtung gegenüber dem kosmopolitischen Gemeinwohl (LS 156) in Formen von Teilhabegerechtigkeit und Subsidiarität (LS 157) am besten entsprochen wird, ist eine strittige Frage. Wenn man jedoch „Laudato si“ im Kontext des ihr vorangegangenen Sendschreibens „Evangelii Gaudium“ und der wirtschaftsethisch ausgerichteten Enzyklika „Caritas in Veritate“ von *Benedikt XVI.* liest, so scheint klar: Zwar konzentriert die Arbeitsteilung in ausdifferenzierten Gesellschaften das private Leben auf die Prinzipien der Gabe und der Großzügigkeit, den unternehmerischen Sektor auf Austauschgerechtigkeit und das staatliche Handeln auf die Verteilungsgerechtigkeit.

Doch keinesfalls darf sich deswegen irgendein Sektor der Gesellschaft mit Berufung auf jene Aufgabenteilung dem Leiden in der Welt gegenüber gleichgültig geben und der alle Lebensbereiche umgreifenden Verantwortung zur kosmopolitischen Solidarität entziehen. In dieser Richtung – und nicht im Sinne einer Fundamentalkritik an der freien Markt- und Verkehrswirtschaft – sollte man die deutlichen Worte verstehen, die Papst Franziskus gegenüber einer „Wirtschaft, die tötet“ (EG 53) gefunden hat.

In der Zusammenschau: „Laudato si“ ist nicht nur eine „grüne“ Enzyklika, sondern schöpft aus dem gesamten Farbspektrum katholischer Soziallehre, – und vermag so, der Buntheit unseres Lebens im 21. Jahrhundert gerecht zu werden. ■



Claus Dierksmeier

(geb. 1971) ist seit 2012 Direktor des Welthos Instituts an der Universität Tübingen. Zuvor hatte er in den USA, in Spanien und in Berlin gelehrt. In Jena hat sich Dierksmeier in Philosophie habilitiert. Seine akademische Arbeit konzentriert sich auf Fragen der Politik-, Religions- und Wirtschaftsphilosophie unter besonderer Berücksichtigung von Theorien der Freiheit und der Verantwortung im Zeitalter der Globalität.

Copyright of Herder Korrespondenz is the property of Verlag Herder GmbH and its content may not be copied or emailed to multiple sites or posted to a listserv without the copyright holder's express written permission. However, users may print, download, or email articles for individual use.